

Ausgabe 04/2025

LEBENS WENDE



FRANZISKUS-HOSPIZ-
ZENTRUM HOCHDAHL



Die Zeitschrift des Franziskus-Hospiz e.V.
www.franziskus-hospiz-hochdahl.de

INHALT

- Seite 3** Editorial
- Seite 4** Interview Christoph Biskupek:
„Wer sich auf Sterbende ein-
läßt, wird reich beschenkt ...“
- Seite 6** Über die Schulter geschaut:
„Die Antwort spürt der Mensch
in sich selbst ...“
- Seite 8** Portrait Dirk Niewiadomski:
Ein „Mann fürs Grobe“,
mit feinem Gespür
- Seite 10** Palliative Care:
Der Schmerz hat
viele Gesichter
- Seite 11** Lesen, was andere schreiben
- Seite 12** Gespräch mit Felix Grützner:
„Vieles wäre einfacher, wenn
wir das Leben als Unterwegs-
sein begreifen könnten...“
- Seite 14** Über die Endlichkeit
- Seite 15** Termine / Leserbriefe

LEBENSWEDE Impressum

Herausgeber:

Franziskus-Hospiz e. V. Hochdahl
Vorsitzender: Wolfgang Soldin
Hospizzentrum & Büro: 40699 Erkrath, Trills 27
Telefon 02104 9372-0, Telefax 02104 9372-98
E-Mail redaktion.franziskushospiz.ev@t-online.de

Spendenkonto:

Kreissparkasse Düsseldorf
IBAN: DE90 3015 0200 0003 1056 08 | BIC: WELADED1KSD

VR Bank eG Monheim

IBAN: DE54 3056 0548 0505 9000 14 | BIC: GENODED1NLD

Redaktion:

Wolfgang Soldin (ViSdP), Silke Kirchmann, Sabine Maguire,
Gerd Michalek

Fotonachweise:

Luana Heine, Jörg Neumann, Neanderthal Museum, iStockphoto

Gestaltung:

Marienhaus GmbH, Kommunikation & Marketing

Druck:

FLYERALARM GmbH, Alfred-Nobel-Str. 18, 97080 Würzburg

Auflage:

1.500 Exemplare



Liebe Mitglieder, liebe Leserinnen und Leser,

unser Jubiläumsjahr zum 30-jährigen Bestehen des Franziskus Hospizes geht zu Ende – ein Jahr voller Begegnungen, Erinnerungen und Dankbarkeit. Es hat uns gezeigt, wie lebendig unsere Hospizgemeinschaft ist und wie viel Verbundenheit sie trägt.

Diese neue LebensWende knüpft daran an: Sie erzählt davon, wie Menschen dem Leben und seiner Endlichkeit begegnen – im Schmerz, in der Stille, in der Bewegung.

Pflegedienstleiterin Christina Herzig spricht über den Schmerz, der „den ganzen Menschen erfasst“, Claudia Schmitz darüber, wie Zuhören zur Sprache werden kann. Und der „Lebenstänzer“ Felix Grützner erinnert uns daran, dass auch Trauer Bewegung braucht.

Mit Dirk Niewiadomski, unserem Haustechniker, begegnen wir einem Menschen, der zeigt, wie Nähe und Menschlichkeit im Hospiz Gestalt gewinnen – im Alltäglichen und im Besonderen.

Besonders dankbar sind wir Pfarrer Christoph Biskupek, der nach 15 Jahren als Seelsorger der katholischen Franziskus-Gemeinde in Hochdahl in den Ruhestand gegangen ist. In seinem Interview spricht er über Loslassen, Vertrauen und den Sinn des Lebens. Für seine langjährige, herzliche Unterstützung unseres Hospizes und die enge Verbundenheit in all den Jahren danken wir ihm von Herzen.

Diese Ausgabe erinnert uns daran, dass Endlichkeit nicht nur Verlust bedeutet, sondern Bewusstsein: für das Jetzt, für das Miteinander, für das Geschenk des Lebens.

Mein herzlicher Dank gilt allen, die uns in diesem Jubiläumsjahr begleitet, unterstützt und gestärkt haben – und ganz besonders unseren haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden, deren Engagement, Mitgefühl und Haltung das Herz unseres Hospizes sind.

Ihr

Andreas Feller

Stellv. Vorsitzender des Franziskus-Hospiz e.V. Hochdahl



Anfang September ist Christoph Biskupek (68) nach 15 Jahren als Pfarrer der katholischen Franziskus-Gemeinde in Hochdahl in den Ruhestand gegangen. Nur wenige Tage zuvor haben wir mit ihm über das Loslassen, die Angst vor dem Sterben und den Sinn im Leben gesprochen

„Wer sich auf Sterbende einlässt, wird reich beschenkt...“



Herr Biskupek, nach 15 Jahren als Pfarrer der Franziskus-Gemeinde ist das Ende in diesem „Job“ in Sicht. Einfach aufhören, gelingt Ihnen das?

CHRISTOPH BISKUPEK Ach wissen Sie, ich plane das schon seit anderthalb Jahren, da kann man sich darauf einstellen. Trotz allem fühle ich mich wie eine Mutter, deren Kinder ausgezogen sind. Man sorgt sich um die Kinder.

Und dennoch muss man sie loslassen...

BISKUPEK Ich bin nicht mehr der Chef, mein Motto ist: Raushalten! Ich mische mich nicht mehr ein, ich bin als Subsidiar zur Unterstützung des Kreisdechanten, des Pastoralteams und des neuen Pfarrers da.

Das klingt einfacher, als es oft ist.

BISKUPEK Da gebe ich Ihnen recht, so etwas kann man nicht üben. Ich fühle mich in einer für mich neuen Situation und ich habe die Leute um mich herum gebeten, mich zu ermahnen, wenn ich in die alte Rolle zurückfalle.

Sie werden im Pfarrhaus wohnen bleiben...

BISKUPEK Ja, das ist möglich, weil Hochdahl keinen eigenen Pfarrer mehr haben wird und stattdessen Teil der „Pastoralen Einheit im Neanderland“ ist. Der leitende Pfarrer, Michael Mohr, wohnt in Hilden. Früher lehrte die Erfahrung: Wenn der Alte aufhört, muss er gehen. Wir versuchen es nun einmal anders, diese Chance will ich nutzen.

Sie werden also auch zukünftig vis-a-vis zum Hospiz wohnen, dem Sie sich immer verbunden gefühlt haben. Wenn Sie auf ihre Zeit als Pfarrer zurückschauen: Wie sehen Sie die Entwicklungen des Hauses?

BISKUPEK Das Hospiz ist ein großartiges Beispiel von „Diakonie“ und ein Glaubensargument für Gott.

Dort arbeiten wunderbare Leute mit einer kraftvollen Haltung, die es zu erhalten gilt.

Das klingt wie eine Warnung, so als könnte inmitten der gesellschaftlichen Entwicklungen etwas verloren gehen?

BISKUPEK Ich sehe es so: Man sollte sich nicht dazu hinreißen lassen, unbedingt noch zehn Plätze mehr schaffen zu wollen. Es geht immer darum, dass sich äußeres und inneres, seelisches Wachstum die Waage halten, um nicht irgendwann die Kraft zu verlieren. Was die Haltung angeht, sind sie schon „groß“ im Hospiz, sonst wären sie nicht dort, wo sie jetzt sind.

Als Pfarrer und Seelsorger ist Ihnen der Tod nah, vor allem auch auf Beerdigungen. Verliert man irgendwann die Angst?

BISKUPEK Angst vor dem Tod habe ich nicht. Da vertraue ich – hoffentlich nicht nur eingeübt – auf den Herrn. Oftmals ist es die Angst vor dem Sterben, die einen umtreibt. Ich gebe offen zu, selbst Berührungsängste gehabt zu haben. Mit dem Tod meiner Mutter bin ich nicht gut umgegangen.

Wollen Sie uns davon erzählen?

BISKUPEK Ganz ehrlich: Ich hätte am liebsten fliehen wollen. Ich hatte gefühlsmäßige Berührungsängste, die möglicherweise noch schlimmer gewesen wären ohne meine Erfahrungen als Pfarrer und ohne die Nähe zum Hospiz. Ich war beim Sterben meiner Mutter dabei, ich hätte aber öfters und länger bei ihr sein sollen.

Was nehmen Sie mit aus den Erfahrungen, die Sie in der Nähe zu Sterbenden gemacht haben?

BISKUPEK Ich beziehe mich auf Franz von Assisi, der einst sagte: Wer sich auf Sterbende einlässt, wird reich beschenkt. In der Begegnung wird der Sinn des Lebens klar...

”

Oftmals ist es die Angst vor dem Sterben, die einen umtreibt.

“

ÜBER DIE SCHULTER GESCHAUT

Wie einfühlsame Gespräche am Lebensende gelingen können: Darüber haben wir mit Claudia Schmitz vom Ambulanten Hospiz- und Palliativdienst (AHPB) gesprochen.

„Die Antwort spürt der Mensch in sich selbst...“

Wie können einfühlsame Gespräche am Lebensende gelingen? Was sagt man, wenn ein Mensch nur noch wenige Tage, Wochen oder Monate zu leben hat? Sagt man überhaupt etwas oder hört man einfach nur zu?

Das haben wir Claudia Schmitz gefragt. Für die Koordinatorin vom Ambulanten Hospiz- und Palliativberatungsdienst (AHPB) gehören solche Gespräche zum Alltag. Wobei Alltag nicht das ist, was man gemeinhin darunter versteht: Hinter Routinen oder lapidar dahingesagten Floskeln kann sich hier niemand verstecken. Dafür ist das, worum es für Sterbende geht, zu wesentlich.

Hinzu kommt: Jeder Mensch ist anders, oft auch umgeben von Zugehörigen, die mitleiden. Nicht wissend, was sie tun oder vielleicht doch besser lassen sollen inmitten einer Krankheit, die Tod, Abschied und Trauer im Gepäck hat. „Oft ist es so, dass nicht ich mit den Menschen über das Sterben spreche, sondern sie mit mir“, erzählt Claudia Schmitz von Begegnungen, die oft im Zimmer eines Krankenhauses beginnen.

So sei es auch gewesen mit einem Patienten, der zuvor entschieden habe, die Chemotherapie abzubreaken. Er habe so viel Angst, dass es ihm die Kehle zuschnüren würde – das habe ihr der Mann gesagt.

Sie hätten über seine Angst gesprochen und darüber, dass er sich davor fürchte, „nicht mehr da zu sein“.

Was sagt man einem Menschen inmitten derart existenzieller Nöte? Soll man überhaupt etwas sagen, oder besser schweigen? „Ich habe erst mal gar nichts gesagt“, erinnert sich Claudia Schmitz an die Begegnung, in der es vor allem darum gegangen sei, die Angst gemeinsam aushalten.

Um das zu können, müsse man auch selbst klar sein, um nicht „überrollt“ zu werden von dem, was solche Gespräche in einem auslösen. Man müsse auch nicht auf alles eine Antwort haben, stattdessen gehe es darum, den Raum dafür zu schaffen. Dass nicht alle Menschen dem bevorstehenden Tod „ins Auge schauen wollen“, weiß Claudia Schmitz. Auch das sei ein Weg, um damit umzugehen. Andere wiederum hadern mit ihrem Leben, mit dem Versäumten und damit, dass dafür nun keine Zeit mehr bleibt.

Und dann gebe es aber auch Menschen, die mit sich „im Reinen“ seien auf den letzten Metern ihres Lebensweges. Manchmal sei es aber auch so, dass man sich erst herantasten müsse an das, was Sterbensranke über ihre eigene Situation wissen. „Ich frage dann, was denn der Arzt dazu sagt, wie es mit



ihnen weitergeht“, spricht Claudia Schmitz über mögliche Einstiege in ein solches Gespräch. Dabei gehe es nicht nur darum herauszufinden, was der Mensch schon weiß, sondern auch darum, was er zulassen kann. Im Krankenhaus sei es oft nicht einfach für Patienten, denen dort manchmal lange nichts gesagt und dann die Diagnose „unverblümt“ im Flur mitgeteilt werde.

Schmitz erzählt von der Begegnung mit einer Patientin, der genau das so widerfahren sei. Viele Metastasen, nichts mehr zu machen: Mit dieser Botschaft sei die Frau allein gelassen worden. Drei Tage habe sie vergeblich versucht, mit einem Arzt darüber zu sprechen. Man kann sich gut vorstellen, was das mit einem Menschen macht.

Bei Gesprächen im Krankenhaus und auch mit Angehörigen gehe es immer wieder auch um Symptome

und um die Pflege. Den Blick darauf zu lenken, was man noch tun kann für den Sterbenden und was er möglicherweise für sich selbst tun kann: Das sei wichtig im vertrauensvollen Miteinander.

Bei den Angehörigen erlebt Claudia Schmitz oftmals auch Überforderung, vor allem dann, wenn sie die Pflege in den eigenen vier Wänden übernommen haben. Rund um die Uhr für einen Sterbenden da zu sein und von eigenen Ängsten oder auch von Trauer über den bevorstehenden Verlust überwältigt zu werden: Das schaffe nicht jeder und das müsse man auch nicht schaffen. In einer solchen Situation sei das „darüber reden“ auch ein Ventil, um die damit verbundenen Herausforderungen bewältigen zu können. Das eigene Gespür stärken, sich selbst vertrauen: Auch das könne am Ende eines solchen Gesprächs stehen. Die Antworten, so sieht es Claudia Schmitz, spürt der Mensch in sich selbst.

„*Jeder Mensch ist anders, oft auch umgeben von Zugehörigen, die mitleiden.*“

Seit fünf Jahren arbeitet Dirk Niewiadomski als Haustechniker im Franziskus Hospiz. Wer mit ihm spricht, der spürt: Der 47-Jährige ist ein feinsinniger Mensch, ein Schicksalsschlag hat ihn besonders geprägt

Ein „Mann fürs Grobe“, mit feinem Gespür

Es ist ein Tag im August, 10 Uhr morgens. Für das Gespräch hat sich Dirk Niewiadomski als Ort den Terrassenraum im Untergeschoss ausgesucht. Hier, so sagt er, sitzen sie schon mal mit den Kollegen für einen Kaffee.

An diesem Morgen ist es still, die Sonne scheint durchs Fenster. Es gibt Menschen, die füllen einen Raum binnen Sekunden, mit Worten oder einfach nur mit ihrer Anwesenheit. Nichts davon ist in diesem Augenblick zu spüren. Dirk Niewiadomski setzt sich auf einen der Stühle, er wartet ab.

Die Stille, die sich zuweilen vor einem Gespräch einstellt, kann er gut aushalten. Man kann sich gut vorstellen, wie es sich anfühlt, wenn er auf diese Weise einem Hospizgast gegenüber sitzt. Ruhig, abwartend, zugewandt. Dabei ist er keineswegs Seelsorger oder Psychologe, sondern Haustechniker, also der sprichwörtliche „Mann fürs Grobe“. Er repariert, er putzt, über seinen Job sagt er: „Ich mache alles, was anfällt“.

Was nach einer gewöhnlichen Stellenbeschreibung klingt, ist dennoch viel mehr als das: Im Hospiz begegnet man dem Tod nahezu überall, ausweichen kann man ihm nicht. Man begegnet Menschen, die vielleicht schon nicht mehr da sein werden am nächsten Tag. Andere bleiben länger, man spricht miteinander, kommt sich näher. „Da war dieser Mann in Zimmer 1, dem habe ich gezeigt, wie man Ukulele spielt“, erzählt Niewiadomski. Er sagt es so, als sei es ein Miteinander unter Freunden gewesen. Vielleicht war es das auch, eine Begegnung auf den letzten Metern eines Lebens.

Montags, mittwochs und freitags putzt er in den Zimmern. „Wenn die Leute etwas brauchen, bringe ich es mit“, sagt er. Er hört zu, manche erzählen ihm ihre Lebensgeschichte, andere reden übers Wetter.

Manche Gäste würden gar nicht reden wollen, er könne das gut verstehen. „Das hat man schnell raus“, sagt Dirk Niewiadomski und man denkt: Nein, so ist das nicht, zumindest nicht bei jedem. Sich auf Menschen einzulassen, ihnen zuzuhören und sich selbst so „leer“ zu machen, dass man sie in sich aufnehmen kann: Das gelingt bei weitem nicht jedem. Dazu noch an einem Ort, den viele Menschen fürchten, weil hinter jeder Ecke der Tod lauert.

Aber tut er das wirklich? Und müssen wir ihn fürchten? Ist es nicht vielleicht so, dass er seinen Schrecken verliert, wenn man ihn anschaut? Am Anfang, so erinnert sich Dirk Niewiadomski, habe ihm die Nähe zum Tod schon Sorgen gemacht. Wie verhält man sich gegenüber Sterbenden? Was sagt man und vor allem, was sagt man besser nicht? Das sei aber schnell vorbei gewesen, die Gäste hätten es ihm leicht gemacht.

Aber da sei noch etwas anderes gewesen, das sich aus dem Innersten der Seele nach vorne geschoben habe. Ein Schicksalsschlag, der Spuren hinterlassen hat: Vor beinahe 15 Jahren hat Dirk Niewiadomski einen Unfall nur knapp überlebt. Er sitzt damals auf dem Beifahrersitz, sein Arbeitskollege lenkt den Firmenwagen, sie kollidieren mit einem LKW. Der Kollege stirbt im Rettungshubschrauber, er selbst wird im Auto eingeklemmt und schwer verletzt. Ein Dreivierteljahr ist er im Krankenhaus, mehrfach wird er operiert. Er ist traumatisiert, bekommt Depressionen, als Bauschlosser kann er nicht mehr arbeiten. Ja, er sei damals nah dran gewesen am Tod, sagt Dirk Niewiadomski, vor allem aber habe er an seine Frau und die Kinder gedacht. Dass man Menschen zurücklässt, wenn man stirbt, treibt ihn noch immer um.

Der Unfall und die Zeit danach haben sein Leben verändert, vieles sieht er seitdem anders. Er genießt

die Tage, weil er weiß, dass nichts selbstverständlich ist. „Ich rege mich nicht mehr so schnell auf“, sagt er und man spürt: Hier hat jemand eine Erfahrung gemacht, die ihn zutiefst verändert hat. Die Nähe zum Tod kann einen Menschen im Innersten erschüttern und aufrütteln: Vielleicht ist es das, was man fühlt, wenn man Dirk Niewiadomski gegenüber sitzt. Er selbst sagt, er habe eine Aufgabe mit Sinn gesucht,

als er sich vor fünf Jahren auf die Stelle im Hospiz beworben hat. Anfangs sei das nur ein Teilzeitjob gewesen und ja, er habe schon Sorgen gehabt, dass die alten Wunden wieder aufreißen und ihm das eigene Trauma näher rückt, als ihm lieb ist. Gekommen ist es dann anders, zu seiner Frau hat er gesagt: Vielleicht war der Unfall ein Zeichen, um das Leben umzukrempeln.



”

*Dass man Menschen zurücklässt,
wenn man stirbt, treibt ihn noch
immer um.*

“

WIE GEHT STERBEN?

Über Palliative Care und den Umgang mit Schmerzen haben wir mit Pflegedienstleiterin Christina Herzig gesprochen

Der Schmerz hat viele Gesichter

Tumorschmerz, Nervenschmerzen und auch der Schmerz der Seele: Es gibt etliches, das weh tun kann auf den letzten Metern eines Lebens. Der Schmerz hat viele Gesichter, und er erfasst den ganzen Menschen. „Häufig entstehen aus Schmerzen auch Angst und Spannungen, die wie in einem Teufelskreis den Schmerz verstärken“, sagt Christina Herzig. Die Pflegedienstleiterin ist nah dran an den Hospizgästen und sie weiß: Der erste Schritt auf der Suche nach Lösungen ist das Wahrnehmen der Lebenswirklichkeit von Schmerzpatienten.

Man kann schauen, wo genau der Schmerz sich zeigt im Körper: Da gibt es den dumpfen, viszeralen Schmerz oder auch den neuropathischen Schmerz, wenn Nerven in Mitleidschaft gezogen sind. Alles könne weh tun, so Herzig, Schmerzen seien im Hospiz etwas, das die meisten Patienten beklagen würden. Vor allem dann, wenn sie aus Kliniken dorthin verlegt wurden und medikamentös nicht gut „eingestellt“ sind. Bei Gästen, die schon zuvor

Miteinander, das Pflegekräften einiges abverlangt. Vor allem auch Empathie und die Bereitschaft, sich in den Dienst der Sterbenden zu stellen. Das Unbekannte des Schmerzes, das „Nicht-wissen-wie-es-sein-wird“ werde mitunter panisch befürchtet. Nicht immer aber seien Medikamente ein Allheilmittel. Eine Tablette geben und alles ist gut: So ist es nicht. Gleichwohl werden erst mal die Symptome behandelt, um dann festzustellen, dass das nicht genug ist und der Mensch noch immer über Schmerzen klagt. Manchmal sei es so, dass der Schmerz im Körper wahrgenommen werde und dennoch von der Seele herrührt. Schmerz lasse sich nicht nur auf die körperliche Dimension reduzieren, so Herzig, man müsse auch „auf die Psyche schauen“.

Die Palliativmedizin spricht von „Total Pain“, eine Idee, die auf Cicely Saunders (Gründerin des weltweit ersten Hospizes 1967 in London, Anm. der Red.) zurückgeht und die den Menschen in seinen körperlichen, psychischen und spirituellen Seiten ernst nimmt. Dann braucht es nicht nur den Arzt, sondern auch die Psychoonkologie und manchmal auch die Seelsorge. Am ehesten helfe dann, da zu sein und ins Gespräch zu kommen über Sorgen und Nöte jenseits des Schmerzes, so Herzig. Im besten Fall „haben wir eine Idee von der Biografie“. Der Umgang mit Schmerz sei bei jedem Menschen anders und auch abhängig von der Generation, der er angehören würde. Indianer kennen keinen Schmerz: Damit seien vor allem ältere Männer aufgewachsen. Frauen hingegen seien leidensfähiger und meist geneigt, auch starke Schmerzen klaglos hinzunehmen. „Für mich müssen sie nicht laufen“, hören die Pflegekräfte dann oft. Wenn Gäste nicht sprechen über ihr Leid, nicht klingeln und um Hilfe bitten: Dann wird es schwer für die Pflegenden und oft auch für die Zugehörigen. Es mag nötig sein, mit dem Abschied zu leben, was aber nicht heißt, das Schmerzen ertragen werden müssen.



von der SAPV begleitet oder auch auf Palliativstationen behandelt wurden, sei das nicht so.

„Manche Menschen sagen mir aber auch, dass alles weh tut“, spricht Christina Herzig über ein

LESEN, WAS ANDERE SCHREIBEN

Seit 13 Jahren arbeite ich als Grabredner... in Wien. (...) Unterschiedlichsten Menschen, in unterschiedlichst gear- teten Ausnahmesituationen haben ich zugehört. Sie alle erzählten mir viel vom Leben, nichts aber vom Tod. Der Tod hat auf dem Friedhof offenbar nichts zu suchen. Oder, könnte man fragen: Als was ist der Tod Herr des Friedhofs? In welch seltsamen, mitunter extravaganten und komischen Kostümen nur ist es dem Tod gestattet, auf dem Friedhof etwas von sich herzumachen?

Das gute Leben

Mit dem Tod Bekanntschaft zu machen, heißt mit dem Leben Bekanntschaft zu machen. Nicht mit dem Leben, wie es uns etwa die Molekularbiologie vorstellig macht, sondern mit dem Leben, wie es anklopft, wenn wir beispielsweise Entscheidungen bereuen, Versäumnisse beklagen oder eben erfahren müs- sen, was Mascha Kaléko als Los derer, die um einen Menschen trauern, so auf den Punkt gebracht hat: Den eigenen Tod, den stirbt man nur, doch mit dem Tod der anderen muss man leben.“ Muss man leben.

Ars Moriendi

Dass „das gute Leben“ die Regale unserer Buchhandlungen üppiger denn je anhäuft, legt nicht nur die Vermutung nahe, dass die Privatisierung der Frage nach dem guten Leben ein historischer Fehler war, sondern mehr noch, dass wir uns einer altehrwürdigen Kunst, nämlich der ars moriendi, der „Kunst zu sterben“, weitgehend entledigt haben, oftmals um den Preis imposanter Selbstentmündigungen. (...)

Philosophieren

„Philosophieren heißt sterben lernen“ wissen nicht nur Sokrates, Seneca und Hieronymus, sondern auch der todkranke Jacques Derrida, und zwar Freunden gegenüber, nicht ohne hinzuzufügen: „Ich glaube an diese Wahrheit, ohne mich ihr zu ergeben. Und zwar immer weniger. Ich habe nicht gelernt, den Tod zu akzeptieren (...). Nein, ich habe niemals leben gelernt. Ganz und gar nicht! Zu leben lernen, das müsste bedeuten, der absoluten Sterb- lichkeit (...) Rechnung zu tragen, um sie zu akzeptieren“.

Dummdreiste Beleidigung

In vielen Menschen, denen ich in meinem Dienst als Grabredner zuhöre, erkenne ich durch- aus ein waches Gespür dafür, dass es lohnend sein könnte, dem eigenen Tod, der bekannt- lich nicht erst am Ende unseres Lebens sein Talent mit Pomp unter Beweis stellt, ab und zu freundliche Aufmerksamkeit zu schenken. Was hier als Lohn gewittert wird, findet seine vielleicht schönste Figur (...) in dem denkwürdigen Wort von Rainer Maria Rilke, dass er seinem Malte Laurids Brigge in leidsame Feder legt: „Der Wunsch, einen eigenen Tod zu haben, wird immer seltener. Eine Weile noch, und er wird ebenso selten sein wie ein eige- nes Leben.“

(Auszug aus: Hannes Pircher, Sorella Morte. Über den Tod und das gute Leben, Edition Splitter Wien)



Anlässlich seines Auftritts zum 30-jährigen Bestehen des Franziskus-Hospizes haben wir mit „Lebenstänzer“ Felix Grützner über Trauer, Erstarrung und das „in Bewegung kommen“ gesprochen

„Vieles wäre einfacher, wenn wir das Leben als Unterwegssein begreifen könnten...“



Herr Grützner, Sie tanzen in Kirchen und vor allem auch auf Beerdigungen. Der „Trauertänzer“ wäre naheliegend, und dennoch sprechen Sie von sich selbst als „Lebenstänzer“.

FELIX GRÜTZNER Weil es mir um das Leben geht, der Tod ist nur ein Teil davon. Wenn ein Mensch stirbt, müssen die Nahestehenden ohne ihn weiterleben.

Erzählen Sie uns von dem, was Sie tanzen...

GRÜTZNER Umarmen, ein Kind wiegen, die Suche nach dem Tod eines Menschen und das Fragen und Zweifeln: Das lässt sich gut ausdrücken in einem Tanz. All das ist immer da, wenn wir dem Tod begegnen. Die Verbindung zu den Verstorbenen reißt ja nicht ab.

Wissen Sie denn etwas über diejenigen, die betrauert werden?

GRÜTZNER Ja, ich spreche vorher mit den Angehörigen und höre ihnen zu, während sie von dem Verstorbenen erzählen. So weiß ich, wie der Mensch war und kann etwas von ihm im Tanz nochmals lebendig werden lassen.

Was ein Trauerredner mit dem macht, was er über einen Verstorbenen erfährt, das wissen wir. Aber wie lässt sich das beim Tanzen umsetzen?

GRÜTZNER Ich erinnere mich an das schwierige Verhältnis einer Tochter zu ihrer verstorbenen Mutter. Beide wollten zu Lebzeiten zusammenkommen und haben es nicht geschafft. Im Tanz habe ich die Sehnsucht danach zum Ausdruck gebracht und auch das Gefühl, wie es hätte sein können. Die Tochter konnte so nochmal anders auf das Miteinander schauen, es hat sich etwas bewegt.

Bewegung ist wohl ohnehin etwas, das im Angesicht von Schmerz und Trauer verloren geht. Trauernde erstarren, sie frieren ein, ihre Seele verharrt in dem, was nicht mehr ist...

GRÜTZNER Es gibt Menschen, die nach außen hin wie erstarrt sind und innerlich in ständiger Bewegung, es ist ein ständiges Gedankenkreisen um den Verlust. Andere wiederum wirken für Außenstehende wie immer, innerlich sind sie aber erstarrt.

Neigen wir in unserer Kultur nicht ohnehin dazu, Gefühle einzuhegen und sie „wegzusperrern“?

GRÜTZNER Das ist wohl so, und es kann negative Folgen haben bis hin zur Depression. Durch den Tanz kann etwas in Bewegung kommen.

Aber doch nur, wenn man selbst tanzt, oder?

GRÜTZNER Nein, das gelingt auch dann, wenn man jemandem beim Tanzen zuschaut. Man tanzt im Grunde mit. Wenn ich als Tänzer unterschiedliche Gefühle zum Ausdruck bringe, kann der Trauernde das mitfühlen und sich mitbewegen vom Schmerz hin zur Zuversicht.

Wie gut gelingt es, die Gefühle eines trauernden Menschen in sich selbst wachzurufen?

GRÜTZNER Sagen wir es so: Ich suche in mir selbst nach diesen Gefühlen und hole für diesen einen Moment meine Traurigkeit an die Oberfläche. Man könnte auch sagen, ich besuche Teile von mir selbst. Ich gehe rein in das Gefühl – und wieder heraus.

Das klingt nach einer Gratwanderung...

GRÜTZNER Das kann man so sehen. Ich selbst sehe mich vor allem als „Ermöglicher“, weniger als „Macher“. Wenn ich tanze, tanze nicht ich, sondern dann tanzt „es“. Es gibt keine feste Choreografie, sondern vor allem Raum für den Augenblick, in dem etwas entstehen kann.

Und das alles inmitten von Wortlosigkeit, wo es doch oftmals die Sprache ist, mit der wir uns aus dem Gefühl herausretten...

GRÜTZNER Tanz berührt uns tief, weil er eine Ursprache ist, noch vor den Worten. Tanzen ist Körpersprache und die ist tief in uns allen verwurzelt. Wenn wir glauben, in schweren Situationen sprachlos zu sein, dann haben wir durch Blicke und Gesten meistens schon gesprochen, eben ohne Worte. Und auch das gilt: Leben ist Bewegung.

Und was ist der Tod?

GRÜTZNER Für manche ist der Tod ein Ankommen, für andere ist er die Tür zu einem unbekannten Ort.

Was auch Angst machen kann...

GRÜTZNER Ja, wir sehnen uns nach Sicherheit und Stabilität. Bewegung kann Angst machen, weil wir nicht wissen, wo es hingeht. Vieles wäre einfacher, wenn wir das Leben zwischen Geburt und Tod als Unterwegssein begreifen könnten.

„Alles kann sich plötzlich ändern, auch ohne zu enden“

Über die Endlichkeit

„Alles, was ich jetzt mache, tue ich zum letzten Mal“. Als der österreichische Publizist Niki Glattauer das im August in einem Interview sagt, weiß er, dass er zehn Tage später tot sein wird. Er habe Krebs, weit fortgeschritten, dagegen kämpfen wolle er nicht. Jetzt sei es für ihn Zeit zu gehen, in Würde, durch assistierten Suizid. Er habe immer schon gedacht, wie schön es doch wäre, sein Lebensende selbst bestimmen zu können. Das wolle er nun tun, das Leben sei gut zu ihm gewesen, er habe „sein letztes Konzert zu Ende gespielt“. Eines aber habe er bei all dem nicht bedacht: Dass das Leben endet, werde einem auf diesem Weg sehr bewusst. Auf den Sterbetag hinlebend, sei er in allem mit der Endlichkeit konfrontiert. Gerade erst sei er aus Thailand gekommen, dort lebt seine Partnerin, von der er sich verabschiedet habe. „Als ich im Meer war, habe ich gedacht: Niki, das ist das letzte Mal, dass du das machst.“ Ins Kaffeehaus gehen, mit der U-Bahn fahren: Ein Abschied reiht sich an den nächsten. Danach gefragt, was das mit einem macht, sagt Niki Glattauer: „Das tut schon weh.“ Er habe das unterschätzt, selbst wenn man alt sei, habe man gefühlt immer eine Zukunft. Noch als 80-Jähriger gehe man ins Meer und denke, ach, das schaue ich mir noch mal an. Er selbst habe sie nun nicht mehr, diese Zukunft und ja, er weine oft. Zweifel daran, sterben zu wollen, habe er dennoch nicht. Ihm sei eines sehr bewusst: Das Leben endet, und seines endet eben jetzt!

In dieser unerbittlichen Klarheit über das zu sprechen, was ein Mensch auf den letzten Metern seines Lebens fühlt: Es ist selten, dass man so etwas hört oder liest. Vielleicht schon mal an Orten, wo Men-

schen wissen, dass sie bald sterben werden: auf Palliativstationen oder eben im Hospiz. Aber auch dort gibt es Hoffnung, auf die letzten Monate, die letzten Wochen, die letzten Tage. Kommt er dann irgendwann, der letzte Atemzug, so hat man in den seltensten Fällen darauf hingelegt. Zumindest nicht so, wie es Niki Glattauer getan hat: Am Küchentisch sitzend, mit der Kaffeetasse in der Hand und mit Plänen, mit wem er den letzten Abend verbringen möchte, bevor er sich am nächsten Morgen in den Tod begleiten lässt. Man mag zum assistierten Suizid stehen, wie man will und dennoch sollte man sie hören, die Botschaft eines solchen Abgangs: Wir sind sterblich. Punkt.

Die Jahreszeiten, das Ende von Beziehungen, der Tod von nahestehenden Menschen: Es gibt viele Einladungen des Lebens, um die Angst vor dem Tod zu überwinden. Auch wenn diese Abschiede anders sind als dieser eine, letzte, in den Tod hinein. Lehren sie einen doch, dass das Leben nicht nur endlich ist, sondern in jedem Moment verletzlich und zerbrechlich. „Alles kann sich plötzlich ändern, auch ohne zu enden“ schreibt die Philosophin Ina Schmidt in ihrem Buch „Über die Vergänglichkeit“. Man könne es wie Epikur halten und sich nicht befassen mit dem Tod, weil der nun mal kein Teil des Lebens sei. Die „höchste Kunst des Abschieds“ sei es jedoch, sich vom Streben nach Kontrolle und Gewissheit zu verabschieden – und auf diese Weise leben zu lernen. Vergänglichkeit und die uns darin begegnende Endlichkeit bleibt ein Faktum, so Schmidt: Sie ist keine Option, die wir wählen oder ablehnen können.



Jubiläumsveranstaltungen 2025



Schöpfungsglaube trifft Evolutionstheorie

Führung durch das Neanderthal Museum

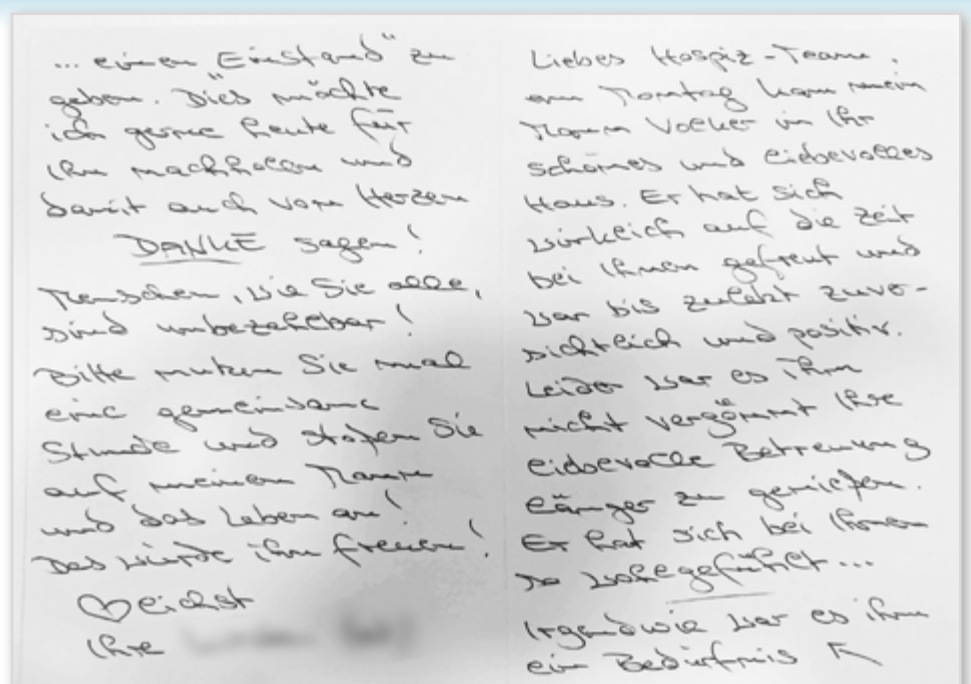
Die Führung entstand aus Anlass der zunehmenden kreationistischen bzw. fundamental-religiösen Strömungen, die die Evolutionslehre in Teilen oder insgesamt ablehnen. Sie versteht sich als eine Art philosophische Auseinandersetzung, die den Fragen „Woher komme ich?“, „Wer bin ich?“ und „Wohin gehe ich?“ nachgeht.

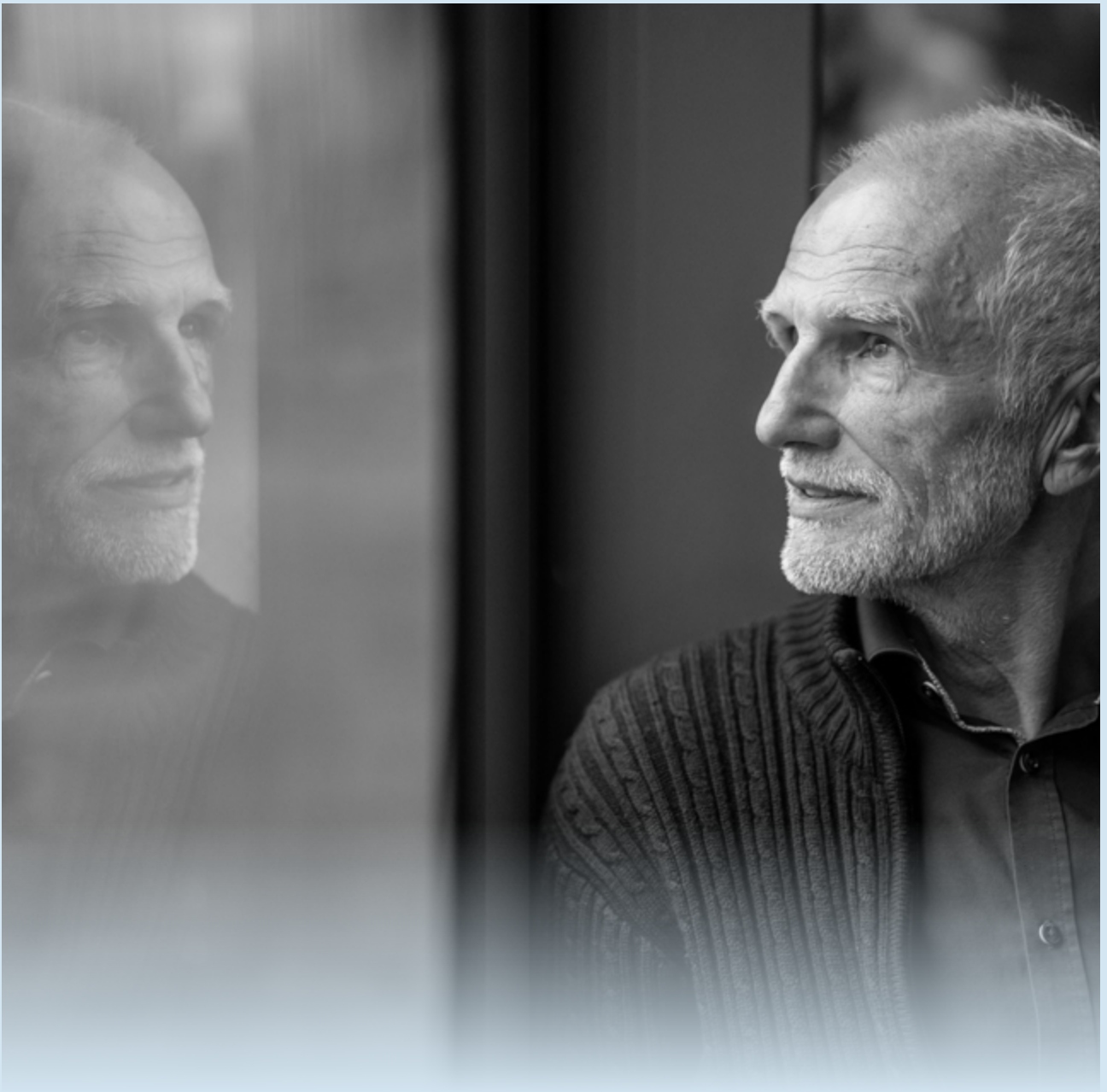
Ablauf:

Die Führung startet im Themenraum „Mythos und Religion“ mit einer Definition von Religion. Sie thematisiert das Ende (Beerdigung) und den Anfang (Geburt) des einzelnen Menschen und stellt ihn als soziales Wesen heraus, das mit der Entwicklung des Gehirns und seiner besonderen Sprachfähigkeit überhaupt erst in der Lage ist, Mythologien zu erzählen. Am „Ersatzteillagermensch“ und in Anbetracht der neuen Möglichkeiten durch die Genetik fragen wir, was den Menschen als Individuum ausmacht. Die Führung endet bei der Gegenüberstellung der Bibel und Darwins Buch „Zur Entstehung der Arten“. Hier wird die historische Dimension der Auseinandersetzung zwischen Glauben und Wissenschaft sowie die aktuelle Debatte um den Kreationismus besprochen.

29.11.2025, 14:00 – 15:30 Uhr | Ort: Neanderthal Museum, Talstraße 300, 40822 Mettmann | Kosten: 13 Euro, Eintritt ist vor Ort zu entrichten. | Um Anmeldung wird unter franziskus-hospiz.hochdahl@marienhaus.de oder telefonisch unter 02104 9372-36 oder -35 gebeten.

LESERBRIEFE





*Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.*

RAINER MARIA RILKE

